

Insel Verlag

Leseprobe



Vallgren, Carl-Johan
Kunzelmann & Kunzelmann

Roman
Aus dem Schwedischen von Angelika Gundlach

© Insel Verlag
978-3-458-17460-8



Carl-Johan Vallgren

Kunzelmann
&
Kunzelmann

Roman

Aus dem Schwedischen von
Angelika Gundlach

Insel Verlag

Titel der Originalausgabe: *Kunzelmann & Kunzelmann*
Albert Bonniers Förlag, ScandBook AB, Smedjebacken 2009
© 2009 by Carl-Johan Vallgren

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2009
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Erste Auflage 2009

ISBN 978-3-458-17460-8

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Kunzelmann & Kunzelmann

Viktor Kunzelmanns Tod überraschte alle, nicht zuletzt seinen Rechtsanwalt, der ihn in einem Korbstuhl vor einer Staffelei sitzend fand, mit Symptomen einer Vergiftung. Viktor war bis zuletzt vital gewesen, glücklich verschont von Gebrechen, jugendlich trotz seiner dreiundachtzig Jahre, Schach- und Tennisspieler und aktiv im Vereinsleben von Falkenberg – der kleinen schwedischen Westküstenstadt, die er während der letzten vierzig Jahre seines Lebens zu seiner gemacht hatte und in der seine Kinder, Joakim und Jeanette, geschützt vor den Stürmen der großen Welt, aufgewachsen waren.

Die Karriere Kunzelmanns des Älteren als Gemäldekonservator war legendär. Er galt als Experte auf so unterschiedlichen Gebieten wie nordische Barockmalerei und Kunst aus dem preußischen Goldenen Zeitalter und war vier Jahrzehnte lang als Berater der größten Kunstmuseen Skandinaviens tätig gewesen. Als Kunstsammler hatte er ein feinmaschiges Kontaktnetz gesponnen, dessen Knoten gleichmäßig über Europa verteilt waren: ein wahrer Internationalist, wie er selbst gern behauptete, im Dienst der Malerei.

Viktors bald vierzigjähriger Sohn, Joakim Kunzelmann, erhielt die Nachricht auf Gotland, wo er vor einem halben Jahr ein Sommerhaus ergattert hatte, das eigentlich außer Reichweite seiner bescheidenen Einnahmen als freiberuflicher Journalist lag. Das war sein großes Trauma in diesem Sommer, das Wissen, daß er diesmal einen zu fetten Köder geschluckt hatte und bald im Übermaß für seine Gier würde bezahlen müssen. Sechs Jahre früher, als ihn seine erste (und bis jetzt einzige) Ehefrau verlassen hatte, hatte er sich zum Trost mit geliehenem Geld ein Dauerwohnrecht auf Kungsholmen in Stockholm gekauft, viel zu groß und teuer für seinen

Einmannhaushalt, dessen Etat außerdem durch Verluste aus mißglückten Aktiengeschäften Ende der neunziger Jahre und den ständig zunehmenden Konsum von allem Abhängigkeit Auslösenden doppelt belastet wurde. Unter dem Einfluß von zwei Joints und einer halben Bag-in-Box der Marke Chill Out, kalifornischer Rotwein, hatte er sich übrigens entschlossen, das Haus in der Gemeinde Burs zu kaufen, das jetzt seine fixen Kosten auf gut zwanzigtausend im Monat gesteigert hatte. Daß das unhaltbar war, begriff jeder außer seinem gutgläubigen Banker, der den relativ professionell getürkten Wirtschaftsprüferbericht über seine letzten beiden Jahreseinkommen (durchgeführt von Joakim selbst und beglaubigt durch ein paar gefälschte Unterschriften auf Briefpapier seines Wirtschaftsprüfers) anerkannt und ihm eine Geldsumme geliehen hatte, die er mit eigenen Mitteln realistischerweise nie würde tilgen können. Die Nachricht vom Tod des Vaters dürfte ihm deshalb, mitten in der Trauer, ein gewisses Maß von Erleichterung eingeblößt haben, da Viktors gerahmtes Vermögen jetzt zu gleichen Teilen zwischen ihm und seiner Schwester aufgeteilt werden und damit sein finanzielles Dilemma in die Weiten des Vergessens befördern würde. Aber er wollte keine Siege im voraus feiern und nahm deshalb die Nachricht mit einer gewissen Fassung entgegen, als er an diesem späten Juniabend im Jahr 2004 mit einem Drink in der Hand vor dem Fernseher gestrandet war.

Es war Viktors Rechtsanwalt und zugleich Wirtschaftsprüfer, ein nervöser Herr namens Semborn, der mitten in den Vorbereitungen zu dem Fußball-EM-Spiel zwischen der Schweiz und England anrief, das er gern zum Vorwand genommen hatte, um einen Artikel über Samuel Huntington und die politische Kartierung des neuen Jahrhunderts für eine obskure politische Zeitschrift, angesiedelt irgendwo zwischen der Denkfabrik Timbro und dem Abgrund, nicht fertigzuschreiben zu müssen.

»Wie ist Papa gestorben?« fragte er, während er die Lautstärke reduzierte und sich zu erinnern versuchte, wie er genau dort gelan-

det war, vor einer Fußballsendung vor einem 14-Zoll-Fernseher in einem Haus, das er sich nicht leisten konnte, auf einer windgepeitschten Insel mitten in der Ostsee.

»An einer Vergiftung.« Der Rechtsanwalt klang erschüttert. »Ich habe ihn gefunden. Ich war gerade in der Nähe, es gab ein paar Fragen im Zusammenhang mit seiner Steuererklärung. Er saß in einem Korbstuhl im Atelier. Auf der Staffelei stand ein altes Gemälde, es scheint, als ob er es mit neuer Farbe verbessern oder eine Kopie machen wollte. Ich begreife gar nichts ... Du verstehst, ich habe genau das gleiche in der Kanzlei, ein Originalwerk von Nils Trulson-Lindberg von der Varberger Schule, falls dir das was sagt? Ich habe es irgendwann in den Siebzigern für teures Geld von deinem Vater gekauft. Es soll, soviel ich weiß, nur eine Version dieses Gemäldes geben, und die hängt in diesem Augenblick an der Wand vor mir in meiner Kanzlei. Er hatte gerade neue Farbe auf die Wangenpartie einer halländischen Bäuerin aufgetragen, die beim Käsen ist.«

»Du meinst, Papa hat eine Kopie angefertigt?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll ... hier steht alles kopf. Außerdem war auf einer Staffelei daneben ein halbfertiges Dürer-Gemälde. Verstehst du ... ein Dürer! Und eine ganze Menge chemischer Substanzen befand sich im Raum, wie in einem Laboratorium. Der Arzt, Westergren, hat den Verdacht, daß es sich um eine Vergiftung handelt. Ich kann nur sagen, mein Beileid!«

Der Sportkommentator Peter Jihde tauchte in einem geschmacklos designten Fernsehstudio auf und wirkte ekstatisch über etwas, das Joakim als die Eckenstatistik der ersten Halbzeit auffaßte. Joakim bemühte sich, die Tiefe seiner Gefühle auszuloten, mit Hilfe einer Methode, die ihm sein Therapeut im letzten Jahr beizubringen versucht hatte, etwas in der Richtung, den erwachsenen Joakim Kunzelmann in zeitübergreifende Verbindung mit dem sechsjährigen Joakim Kunzelmann zu bringen – die Trauerperiode im Leben jedes mütterlosen Jungen, dem Therapeuten zufolge, der den ge-

schäftstüchtigen Namen Erling Momsen trug –, aber auf dieser Spur wurde er nicht fündig. Er empfand überhaupt keine Trauer. Die Frage, die ihm zusetzte, war vielmehr, wie um alles in der Welt Viktor vergiftet worden war? Und warum man ihn mit einem Pinsel in der Hand vor einer Staffelei gefunden hatte? Viktor hatte zwar in seiner Jugend Kunstschulen besucht, seine Malerkarriere aber vor langer Zeit an den Nagel gehängt, als sein Ruhm als Gemäldekonservator zu steigen begann, und die Nachricht, daß sein Vater wieder angefangen haben sollte zu malen, hätte ihn schon erreicht, wenn sie wahr gewesen wäre, denn Joakim kannte die selbstgefällige Seite der Natur seines Vaters gut genug, um zu wissen, daß er es sich nicht hätte nehmen lassen, mit einem solchen Projekt augenblicklich zu prahlen. Nicht weniger merkwürdig war die Vorstellung, daß er sich mit etwas im Stil der Varberger Schule befaßt haben sollte, die möglicherweise im Rahmen seiner Geschäftstätigkeit, aber kaum im Rahmen seines persönlichen Geschmacks lag. Was den Dürer anging, wußte er nicht recht, was er glauben sollte.

Diese Fragen versetzten ihn in einen Zustand leichter Verwirrung, ähnlich dem, den Peter Jihde angesichts eines lausig ausgeführten Kamerawechsels im Studio zu erleben schien. Das einzige Wertbeständige, das in der Spekulationsökonomie des Jahrtausendwechsels zu finden war, war Kunst, konstatierte Joakim, während er mit einem Druck auf die Fernbedienung den Sportkommentator aus der Sinnenwelt ausradierte und den verwirrten Auslassungen des Rechtsanwalts am anderen Ende der Leitung zuhörte. Zu dieser Erkenntnis war Viktor schon ein halbes Jahrhundert früher gekommen, als er seine Sammlerkarriere in Stockholm begonnen hatte. Jede Öre, die er die Jahre hindurch verdiente, hatte er in dieses seelisch tiefste aller Handwerke des Menschen investiert. Es gab keine Fonds, Aktien oder wohlgefüllte Bankkonten, soweit Joakim wußte, und das war auch egal. Ein Klee, für den Viktor auf einer Kunstmesse Ende der fünfziger Jahre fünftausend Kronen bezahlt hatte, war heute mit Geld nicht zu bezahlen. Für ein kleines Ge-

mälde von Sigrid Hjertén, die Darstellung eines Harlekins zu Pferd, hatte Viktor in einem Trödel Laden in Avesta einmal siebenhundertfünfzig Kronen bezahlt, und dreißig Jahre später hatte der Finanzmann Thomas Fischer versucht, es ihm durch einen Bevollmächtigten für eine halbe Million abzukaufen – ein Gebot übrigens, auf das Viktor nicht einmal geantwortet hatte. Daß Aktien und Staatspapiere auch nur über längere Zeitspannen wertbeständig sein sollten, wie es Idioten wie Semborn schrecklich nervösen Provinzspekulanten gegenüber behaupteten, war eine glatte Lüge. Es gab keine Investitionsobjekte, die sich mit der Wertentwicklung bei kanonisierter Kunst messen konnten. Und in Viktors Nachlaß gab es nicht einmal ein Dauerwohnrecht, weil der Begriff erstens in Städten von der Größe Falkenbergs kaum existierte und zweitens in einem Kunstsammlergehirn wie dem Viktors nie auftauchen würde. Alles, was er gebraucht hatte, war die Mietwohnung in der Köpmansgatan, groß genug, um etwa zwanzig Gemälden Platz zu bieten, aus dem Teil seiner Sammlung, der sich nicht in Bankstahlkammern befand. Die einzige Immobilieninvestition, die Viktor je getätigt hatte, war der Bau des Atelierhauses an der Küstenstraße nördlich von Falkenberg, wo er seine Werkstatt für die Restaurierung von Gemälden eingerichtet und wo ihn Semborn vor einer Staffelei gefunden hatte, vergiftet, wie er behauptete, aber wenn das zutraf, womit?

»War es Selbstmord?« fragte Joakim mit dem Gefühl, daß ihm ein anderer Mensch für einen Augenblick sein Sprechorgan geliehen hatte, um diese furchtbare Frage zu stellen.

»Möglich. Er hatte große Mengen Blei im Körper. Und etliche andere Stoffe, deren Namen ich vergessen habe.«

»Blei?«

»Ja, ich meine, keine Revolverkugeln, sondern den Grundstoff.«

»Woher weißt du das alles?«

»Westergren hat den Leichnam untersucht, er meinte, es sei eine Vergiftung.«

»Wenn es Selbstmord war, muß er doch höchstwahrscheinlich einen Brief hinterlassen haben.«

»Nicht mal eine Notiz. Und du hast insofern recht, als Selbstmörder normalerweise nicht versäumen, schriftliche Erklärungen für ihren überraschenden Abgang zu hinterlassen. In meinem Beruf stößt man auf jede Menge verwirrter Testamente, in den Minuten, bevor sich die Schlinge um den Hals zuzieht, mit Kugelschreiber auf Servietten, Bierdeckel, Firmenblöcke geschrieben. Aber nicht bei Viktor. Er saß da mit einem Pinsel in der Hand. Westergren kann dir genauere Auskunft über die Todesursache geben. Ich gebe dir seine Nummer . . .«

Irgendwann hatte wohl der Rechtsanwalt das Gespräch beendet, denn eine Weile später fand sich Joakim in einem Sessel sitzend wieder, gebeugt über ein altes Fotoalbum, das er aus irgendeinem Grund mit nach Gotland genommen hatte. Während er den Rest des Drinks leerte, studierte er seinen Vater, der in seiner britischen Matrosenuniform posierte, mit Auszeichnungen für Tapferkeit bei Seegefechten, einer Bleistiftnotiz auf der Rückseite zufolge an einem Maitag des Jahres 1943 für die Nachwelt verewigt.

Viktor war eine lebende historische Doppelbelichtung des europäischen zwanzigsten Jahrhunderts. Aber Joakim hatte bis jetzt nie darüber nachgedacht, was für Paradoxa der Lebensverlauf seines Vaters enthielt. Der Mann in der britischen Matrosenuniform war tatsächlich in Berlin aufgewachsen, er war Deutscher, sogar Arier, den merkwürdigen Kriterien seiner germanischen Zeitgenossen zufolge, geboren im Stadtteil Mitte, früh Waise und in einem katholischen Kinderheim aufgezogen. Kurz nach Kriegsausbruch war er zur Wehrmacht eingezogen worden, hatte sich aber entschlossen, zu desertieren und nach Holland zu gehen, von wo aus ihn eine Flüchtlingsorganisation weiter nach Dover geschleust hatte. In London hatte er sich am berühmten Courtauld Institute eingeschrieben, um Kunst zu studieren (eine Fortsetzung der Ausbildung an der Kunstakademie in Berlin, die er vor Kriegsausbruch

begonnen hatte), aber 1941 hatte er das Studium abgebrochen und statt dessen das Rekrutierungsbüro der Flotte in Brighton aufgesucht und sich anwerben lassen. Seine Motive waren unklar. Er sei Kommunistensympathisant, hatte er einmal behauptet; er habe sich aus einer jugendlichen Laune heraus von Thomas Manns antinazistischen Radioreden in den deutschen Sendungen der BBC einfangen lassen, erklärte er ein andermal. Aber Joakim hatte das Gefühl, daß es genau diese Widersprüche waren, die ihn veranlaßt hatten, bei der ersten Gerichtsverhandlung im gemeinsamen Zuhause seinen Kindern Bildbeweise vorzulegen: Fotografien, auf denen er auf etwas posierte, das, wie er behauptete, die Kommandobrücke eines britischen Nordseezerstörers war, und später, im selben Album, in Zivilkleidung mit einer Armbinde um den rechten Arm in etwas, das, so erklärte es der Verdächtige in einem Kreuzverhör durch Jeanette und Joakim, die zehn und zwölf Jahre alt waren und gerade im GWG-Buch der Mittelstufe eine Infobox über den Weltkrieg gelesen hatten, ein Gefangenenlager in Brandenburg war. Dorthin sei er gebracht worden, voller Angst, daß ihn bei den Verhören mit den englischsprachigen Dolmetschern der Gestapo sein deutscher Akzent verraten würde, nachdem der Nordseezerstörer, auf dem er gedient hatte, von einem deutschen U-Boot torpediert worden war und die gesamte Besatzung (bei schwerem Sturm, wie Viktor seinen staunenden Kindern gegenüber dramatisch ergänzt hatte) sich in das einzige intakte Rettungsboot des Schiffs hatte retten können und nach einem Angriff durch keinen geringeren als Großadmiral Karl Dönitz (woher wußte Viktor das eigentlich?) an Bord eines deutschen Minensuchboots, das sich durch Zufall im selben feindlichen dänischen Fahrwasser befunden hatte, genommen worden war ...

Nachdem Rechtsanwalt Semborn aufgelegt hatte, versuchte Joakim, sich zu erinnern, wann er zuletzt mit seinem Vater gesprochen hatte. Er konstatierte, daß es vor drei Wochen gewesen war, als er

einen mißglückten Versuch unternommen hatte, Geld von ihm zu leihen. Im Hinblick auf die Kosten, die er nach dem Kauf des Hauses auf Gotland gehabt hatte, wirkte die Summe lächerlich niedrig: nur dreißigtausend Kronen, um die gähnenden Löcher in seinen Konten zu stopfen.

Vor gerade sechs Monaten hatte er das Anwesen in Burs über einen glatzköpfigen Makler aus Visby gekauft, der mit Emphase behauptet hatte, daß Joakim im Begriff sei, das beste Geschäft seines Lebens zu machen. Die Immobilienpreise auf Gotland waren seit der Bankenkrise in den Neunzigern um stabile zehn Prozent im Jahr gestiegen, eine Wertentwicklung doppelt so hoch wie der Reichsdurchschnitt, und obwohl der Preis des alten Bauerngehöfts im Hinblick auf die Ausstattungs- und Zustandsmängel – Wasser in der Pumpe auf dem Hof, Aborthäuschen mit zerbrochenen Fensterscheiben, undichtes Dach auf dem Seitenanbau, sämtliche Schornsteine außer Funktion, fehlender Putz an siebzig Prozent der Fassade, Feuchtigkeitsschäden in den Küchenräumlichkeiten, Mäuse auf dem Dachboden, Holzbock in den Dachbalken, dazu eine kleine Kalksteinscheune, auf dem besten Wege, unter ihrem eigenen Gewicht zusammenzubrechen – eine Spur überhöht erscheinen mochte, könne er dafür bürgen, daß sich das Haus in ein paar Jahren zu einem Preis würde weiterverkaufen lassen, der erheblich über den 1,6 Millionen lag, für die er es jetzt, aus reiner Großzügigkeit, Joakim anbot. Burs sei die letzte Küstengemeinde der Insel, sagte der Makler, während er nervös eine Zigarette an der anderen anzündete, und die Nähe zum Storsudret könne gar nicht überschätzt werden. Bald würden die Millionäre und Akademiemitglieder in Vamlingbo Bedarf an neuem Lebensraum haben, und am nächstliegenden für Spekulation sei die Küste im Südosten. Der Gedanke an junge Millionärinnen und Töchter von Akademiemitgliedern entschied die Sache für Joakim; einem solchen Cocktail aus Geld, schöner Literatur und Phantasien über Sex gegenüber war Joakim wehrlos. Ohne auch nur einen Sachverständigen zu konsultie-

ren und in dem vollen Wissen, daß seine Bank von nun an am letzten jeden Monats zwanzigtausend von seinem Konto abbuchen und dadurch zwangsläufig – da sein Einkommen bei ungefähr der Hälfte dieser Summe lag – das Luftschloß seiner Privatökonomie zu sprengen drohen würde, unterschrieb er den Kaufvertrag.

Aber seinem generalstabsmäßigen Plan für das Projekt mangelte es nicht an Phantasie. In Stockholm konnte er nicht mehr arbeiten, weil die Luft mit schlechten Gewohnheiten kontaminiert war. Das letzte Jahr hatte er zielbewußt darauf verwendet, auf das Tapetenmuster in seinem Arbeitszimmer zu starren, ungeöffnete Rechnungen in einem Haufen unter das Bett zu werfen und orientierungslos durch das Netz zu surfen, auf der Suche nach entkleideten Frauen, die für einen Augenblick seine fehlgerichtete Leidenschaft stillen konnten. Die Küche war inzwischen ein Sammelplatz leerer Weinflaschen à 600 Kr. das Stück (Château Beau-Séjour Bécote -82, Eitelsbacher Karthäuserhofberg Riesling Auslese -89, Pommard Grand Clos des Espenots -99). Auf dem Anrufbeantworter häuften sich erboste Nachrichten von Freunden, denen er Geld, und Redakteuren, denen er einen Text schuldig war. Er brauchte etwas Neues, ein ganz neues Leben. Und allein der Gedanke an die phantastische Insel Gotland, die Perle der Ostsee, hatte seine schlummernde Kreativität sofort aktiviert. Hier würde er zur Ruhe kommen, hatte er gedacht, die Meeresluft würde seine Lebensgeister befreien, die offenen Landschaften seine leeren Batterien aufladen. Die 1,6 Millionen waren in Wirklichkeit eine Investition in seine vernachlässigten schöpferischen Fähigkeiten, sie würde vielfältige Rendite in Form von Bergen geschriebener Artikel und verkäuflicher Bücher erbringen. Auf der Rückseite des Kaufbriefes hatte er sofort eine Anzahl von Artikelideen gekritzelt, die wie ein Vorschuß zukünftiger Inspiration in ihm geboren worden waren: versteckte Selbstmordmetaphern in der frühen Lyrik Seamus Heaneys, die Phallusangst in Strindbergs »Ein Traumspiel« sowie sexuelle Diskurse im populärkulturellen Chatforum von Lunarstorm.

Ein paar Monate später war diese plötzliche Eruption vorge-
streckter Kreativität in einer Flutwelle von Inkassobriefen und fi-
nanziellen Selbsttäuschungen erstickt. Er schuldete seinen Freun-
den nahezu einhundertfünfzigtausend Kronen (einer von ihnen
hatte zu Joakims Entsetzen damit gedroht, eine Motorradgang zu
engagieren, die neben ihren etablierten Geschäftstätigkeiten Men-
schenhandel und Kokainschmuggel eine Beitreibungsfirma in Sol-
na eröffnet hatte), Erling Momsen, der Therapeut, drohte damit,
seine Behandlung abzubrechen, weil Joakim mit der Bezahlung ein
halbes Jahr im Rückstand war, und seine derzeitige Freundin, die
unwiderstehliche Cecilia Hammar, Redakteurin bei einer exklusiv-
en Einrichtungszeitschrift, war ganz offenbar versessen auf ein Lu-
xusleben, das Joakim ihr nur garantieren konnte, indem er neue
Darlehen bei neuen Bekannten aufnahm. Deshalb hatte er seinen
Vater angerufen, um wenn möglich einen kleinen Vorschuß auf das
Erbe herauszuschinden. Aber Viktor hatte keine Spendierhosen
angehabt. Verkauf das Haus, war sein einziger Kommentar. Und
das hätte Joakim vielleicht auch getan, hätte sich nicht herausge-
stellt, daß der tatsächliche Marktwert des Landhauses seiner Träu-
me in Wirklichkeit nur um die sechshunderttausend Kronen lag.

Solche Niederlagen in der Kommunikation mit seinem Vater
waren es, die Joakim darüber nachdenken ließen, warum er selbst
und seine Schwester nie Kinder bekommen hatten. Während der
Zeiträume, in denen er mit einer Frau zusammengelebt hatte, hatte
ihn der Gedanke, die Kunzelmannsche DNS in eine neue Genera-
tion menschlicher Hardware hinunterzuladen, auf unbestimmbare
Weise angeekelt. Alles mögliche eignete sich zur Projektionsfläche
seiner Vermehrungsaversion: daß ihm zur Zeit die wirtschaftlichen
Mittel fehlten; daß er sich in einer Lebensphase befand, wo es an
Raum für ein Baby mangelte; die vielen Kriege; die Umweltzerstö-
rung; der Terrorismus; der arme überbevölkerte Planet, für den er
plötzlich eine gottähnliche Verantwortung empfand, gern motiviert
mit ein paar Floskeln aus Lovelocks Gaia-Hypothese – kurz gesagt,

alle möglichen Arten von Entschuldigungen, die nur als Vorhang dienten, um das schlichte Faktum zu verdecken, daß er an der biologischen Seite des Fortpflanzungsaktes total desinteressiert war, ebenso am morschen Astwerk des Stammbaums mit seinem kleinen Kunzelmannschen Zweig, was all seine früheren Freundinnen anscheinend akzeptiert hatten.

Nur seine Exfrau Louise hatte ihn durchschaut. Sie hatte ihm seine Affären, seine Lieblosigkeit, Rücksichtslosigkeit und Lethargie verziehen, seine emotionale Abwesenheit, seine weitläufige Sammlung Playmates of the year, seine allgemeine Unzuverlässigkeit (am besten manifestiert in sieben vergessenen Hochzeitstagen in Folge) und spezifische Unverschämtheit hatte sie ihm verziehen. Aber keine dieser Schattenseiten hatte sie in die Flucht geschlagen. Das hatte nur die genetische Aussichtslosigkeit vermocht, nach acht Jahren Ehe, als sie vierunddreißig war, genau in dem Alter, in dem die biologische Uhr ihre lautesten Alarmsignale von sich gibt, nachdem die Frau den Gipfel ihrer fruchtbarsten Jahre überschritten hat. Aus taktischen Gründen hatte sie dies nicht als Motiv angegeben, als sie von der schlüpfrigen Reling des kenternden Schiffs ihrer Ehe ins Rettungsboot gestiegen war, aber Joakim war trotz seiner emotionalen Defizite nicht auf den Kopf gefallen. Er verstand genau, wie die Schlagseite entstanden war, und als er sie ein knappes Jahr nach der Scheidung zufällig getroffen hatte, hatte er mit eigenen Augen die Sehnsucht, die sie all die Jahre verschwiegen hatte, sehen können: schwanger, im fünften Monat.

Über die Beweggründe seiner Schwester wußte er dagegen nichts. Jeanette lebte seit siebzehn Jahren mit ein und demselben Mann, ohne Kinder zu bekommen, seit sie Falkenberg verlassen hatte, um in Göteborg Kunstgeschichte zu studieren. Sie war auf eine beinahe autistische Weise monogam, dachte Joakim oft, eine Affäre nebenbei zu haben, daran würde sie nicht im Traum denken – darauf konnte er eine von Viktors Karl-Nordström-Leinwände wetten. Irgendwann in den achtziger Jahren der Pastellfarben hatte ihr Vik-

tor geholfen, die Galerie in der Vasagatan in Göteborg zu eröffnen. Er hatte ihr eine Serie Lissitzky-Collagen (damals wie heute im Schatten der Zeitgenossen Malewitsch und Rodtschenko) geschenkt und eigenhändig die Adressen der Kunstinteressierten in Göteborg und Umgebung aufgeschrieben, mit denen er persönlich bekannt war und die sie zur ersten Vernissage ihres Lebens einladen sollte, um die Geschäfte in Schwung zu bringen. Arme Jeanette. Joakims schüchterne Schwester hatte zu dieser Zeit mit der Summe ihrer angesammelten Unsicherheit und ihrem quellenkühlen Fräulein-Schweden-Aussehen gekämpft. Die Männer hatten sich von ihr anziehen lassen, unter dem Vorwand, sie sähen etwas Schönes in ihrer Seele oder Mysteriöses in ihrem blendenden Intellekt – der alte Stadthoteltrick, um mit einem Mädchen, das aufgrund seiner Schönheit unsicher geworden ist, zu schlafen. Und das Herz der Schwester war immer wieder in Stücke gerissen worden, was ihre Schüchternheit verstärkt, aber ihrer Schönheit auch eine neue Dimension von Schmerz verliehen hatte – unwiderstehlich für Männer mit verdrängten sadistischen Neigungen. Der Vernissagerummel muß an der Grenze des Handhabbaren für ein Mädchen gelegen haben, das regelmäßig rot wurde, wenn es mit mehr als zwei Fremden zusammen in einem Raum war. Es kamen zweihundertvierzig Personen und neunzehn Rassehunde zur Vernissage. Sämtliche Objekte waren verkauft, bevor der Riesling in den Plastikbechern hatte lauwarm werden können. Die Ausstellung wurde in einem Dutzend Provinzzeitungen besprochen, und Västnytt wagte sich an eine vorsichtige Reportage über eine neue Generation verwegener Galeristen, die begonnen hatten, sich für die klassische Moderne zu interessieren, und es außerdem wagten, das Kunstpublikum mit einem fast vergessenen russischen Suprematisten und Bilderstürmer herauszufordern.

Kurz darauf hatte sie sich von einem bärtigen Dozenten in Soziologie mit interdisziplinären Verbindungen zum kunstwissenschaftlichen Institut den Hof machen lassen, einem zehn Jahre älteren